

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 33 (1960-1961)

Heft: 11

Artikel: Not der Grossschreibung und Rechtschreibreform

Autor: Hochgesang, Michael

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

l'on fait avec joie, et qu'on ne fait avec joie que ce qui correspond à un intérêt organique.

On objectera sans doute que, si l'éducateur se laisse toujours guider par les intérêts de l'enfant, il ne *l'élève pas*. — Mais il n'y a pas d'autre moyen de l'élever que de lui fournir un milieu bien conditionné, dans lequel il *s'élève*. Et, d'ailleurs, le maître, s'il sait marcher au train de ses élèves, prend la tête et les entraîne. Le meilleur maître, c'est le meilleur entraîneur. Nous savons tous ce que nous devons aux maîtres qui nous ont encouragés et enthousiasmés.

Seule est efficace la leçon qui répond à une question, explicite ou implicite; et le maître perd son temps à vouloir enseigner ce qui ne répond à aucun intérêt actuel: Il peut hâter l'éveil de certains intérêts; les traités de didactique insistent sur la nécessité d'éveiller l'intérêt avant l'aborder le sujet de la leçon. Mais on n'éveille l'intérêt qu'en appuyant sur des intérêts présents, actuels. Ici, ce joli mot de Baden-Powell, que je cite de mémoire: «Si le pêcheur

met à son hameçon la nourriture dont lui-même est friand, il ne prendra, vraisemblablement, pas grand chose, s'il essayait d'amorcer sa ligne avec une nourriture qui soit au goût du poisson!» Il faut donc que l'éducateur traduise en intérêts présents les buts de l'éducation qui visent l'avenir.

Dans la mesure où il y réussit, il élève et développe l'enfant; mais ce n'est pas tout; s'il sait son métier, il utilise, pour accélérer l'éveil des intérêts supérieurs, l'émulation naturelle (qu'il ne faut pas confondre avec la concurrence organisée par le système des notes). Il y a aussi des entraîneurs parmi les élèves, et une des parties essentielles de l'art du pédagogue est de les utiliser. Mettant en relation ces univers séparés que sont dans trop de classes les enfants, le maître les stimule et les féconde ainsi les uns par les autres; c'est l'avantage du mode collectif, qui est le nôtre, sur le mode individuel.

Louis Meylan

Professeur à l'Université de Lausanne

Not der Großschreibung und Rechtschreibreform

Von Michael Hochgesang

Als eine Hauptschwierigkeit der deutschen Rechtschreibung gilt die Großschreibung der Hauptwörter. Ein Arbeitskreis für Rechtschreibregelung, der 1956 vom Bundesminister des Innern und der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder einberufen war, hat daher mit Mehrheit die Einführung der «gemäßigten» Kleinschreibung der Hauptwörter empfohlen. In dem Arbeitskreis waren neben Delegierten von Fachverbänden (Schriftsteller, Lehrer, Buchhändler, Gewerkschaft Druck und Papier) vor allem Germanisten vertreten.

«Lassen wir doch an den Häusern die Giebel, die Vorsprünge der Balken, aus den Haaren das Puder weg, warum soll in der Schrift aller Unrat bleiben», schrieb J. Grimm im Hinblick auf die Großschreibung in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch. W. Wilmanns, der bedeutende Verfasser einer historischen «Deutschen Grammatik», fügt dem im «Kommentar zur Preußischen Schulorthographie» (1880) hinzu: «Die Gewohnheit (des Großschreibens) ist störrisch geworden und stolz auf die albernen Gründe, mit denen man sie stützt».

Woher kommt diese Feindschaft vieler Germanisten gegen die Großschreibung? Sie haben seit Jacob Grimm die Überzeugung, daß die Großschreibung eine überflüssige Zutat der deutschen Sprache sei. Tatsächlich lassen sich mancherlei Belege dafür beibringen. Die Großschreibung ist zuerst im

Geist der schmuckfreudigen Renaissance- und Barockzeit willkürlich gewuchert und erst allmählich auf die Hauptwörter beschränkt worden. In seiner «Teutschen Orthographe» von 1697 berichtet Joh. Rud. Sattler, nach Schriftsetzerauskunft sei das häufige Verwenden der Großbuchstaben «der Teutschen Sprach ein Zierd». Schottel, der größte deutsche Sprachgelehrte des 17. Jahrhunderts, schreibt: «Es befindet sich zwar, daß die Trükkere (Drucker) fast alle selbständige Nennwörter pflegen mit einem großen Buchstabe am Anfange zusezzen, es ist aber solches eine freye, veränderliche Gewohnheit bishero gewesen, und jedem, wie ers hat wollen machen, ungetadelt frey gestanden» (nach Wilmanns, Schulorth., 1880). Noch für Kaspar Stieler («Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs», 1691) ist die Großschreibung der Substantive Gewohnheit, nicht verbindliche Regel. Gefordert wurde die Großschreibung aller Substantive zuerst von dem Grammatiker Joh. Girbert (1653), dann von dem Berliner Rektor Bödiker (1690). Bödiker schreibt klar und deutlich: «Alle Substantiva und was an deren statt gebraucht wird, müssen mit einem großen Buchstaben geschrieben werden».

Reichen diese Zeugnisse aus, um heute noch mit dem ganzen Gewicht der Wissenschaft zu erklären, die Großschreibung sei eine bloße Zutat und man könne auf sie verzichten, ohne die neuhochdeut-

sche Sprache in ihrem Wesen zu treffen? Das Verständnis geschichtlicher, insbesondere auch sprachgeschichtlicher Vorgänge ist seit Jacob Grimm in ungeahntem Maß gewachsen. In der Frage der Großschreibung sind manche Germanisten im Grunde bei Jacob Grimm stehengeblieben. Man kann eine sprachliche Erscheinung, wie die Großschreibung der Hauptwörter, die sich mit solcher Kraft im gesamten deutschen Sprachgebiet durchgesetzt und bis zum heutigen Tage behauptet hat, nicht nur auf den skurrilen Geschmack der Schreiber und Drucker eines längst vergangenen Zeitalters zurückführen. Man muß vielmehr, um einem solchen geschichtlichen Ereignis gerecht zu werden, untersuchen, ob nicht ein echtes Bedürfnis nach dieser Großschreibung vorhanden war und ist. Dabei ist vor allem zu berücksichtigen, daß es eine deutsche wissenschaftliche Prosasprache, eine Sprache für abstrakte Gedankengänge und schwierige Beziehungsverhältnisse, die nach vielgliedrigem Satzbau verlangen, in der Zeit vor der Großschreibung der Hauptwörter noch gar nicht gegeben hat. Man muß ferner beachten, daß sich auch die hochdeutsche Sprache der Dichtung erst im Rahmen einer Sprache mit Großschreibung der Hauptwörter zu ihrer vollen Höhe entfaltet hat. Diese Großschreibung gehört zur Sprache Goethes und Schillers, Kants und Hegels; sie ist ein Element des Sprachdenkens und der geistigen Konzeption des klassischen deutschen Zeitalters. Durch die klassische Zeit des deutschen Schrifttums ist die Großschreibung der Hauptwörter mit der deutschen Sprache so verwachsen, daß niemand sie herausnehmen kann, ohne eine tiefe Wunde in den deutschen Sprachkörper zu schlagen.

«Zum Sehen gebahren,
Zum Schauen bestellt»

So schrieb Goethe. Darf man das klein schreiben? Kann man «das Gute», «das Schöne», «das Wahre» klein schreiben? Sind diese Wörter nicht gerade in ihrer Großschreibung zu Symbolen eines ganzen Zeitalters geworden?! Eine Goethe- und Schiller-Ausgabe ohne Großbuchstaben wäre m. E. eine Barbarei. So würden sich Verse aus Goethes «Faust II» lesen:

«So ein unaufhaltsam rollen,
Schmerzlich lassen, widrig sollen,
Bald befreien, bald erdrücken,
Halber schlaf und schlecht erquicken
Heftet ihn an seine stelle
Und bereitet ihn zur hölle.»

Dazu die Auflösung:

«So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,

Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.»

Ein Spruch von Goethe in Kleinschreibung:

«Bilden kann wohl der verstand, doch der tote
kann nicht beseelen».

Wenn man den Satz in einer Schrift mit Groß- und Kleinschreibung liest, ist sein Sinn sofort klar, denn «Verstand» ist dann groß, «der tote» aber ist klein geschrieben und damit auf das vorausgehende Substantiv «Verstand» bezogen. Das Beispiel zeigt deutlich, wie sehr sich Goethe auf die Groß- und Kleinschreibung stützt.

Was für Goethe und Schiller gilt, das gilt auch für Hölderlin und viele andere. So heißt es bei Hölderlin (in Kleinschreibung umgesetzt):

«mit deinem stillen ruhme, genügsamer!»
(im Original: Genügsamer!)

Oder hier zwei Verszeilen von Hebbel:

«Im kelche der blume, im farbigen, nun
Das stille verschließen, das liebliche ruhn!»

(im Original:

«Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das stille Verschließen, das liebliche Ruhn!»)»

Als weitere Beispiele ein Vers und ein Satz von Nietzsche:

«Die krähen schrein
Und ziehen schwirren flugs zur stadt»

(im Original: . . . ziehen schwirren Flugs zur . . .)

«Das ewige und alleinige werden . . . ist eine furchtbare und betäubende vorstellung und in ihrem einflusse am nächsten der empfindung verwandt, mit der jemand bei einem erdbeben das zutrauen zu der festgegründeten erde verliert. Es gehört eine erstaunliche kraft dazu, diese wirkung in das entgegengesetzte, in das erhabne und das beglückte erstaunen zu übertragen.»

(im Original:

«. . . in das Entgegengesetzte, in das Erhabne und das beglückte Erstaunen . . .»)»

Das sind nur Beispiele für viele Verse und Sätze, in denen Kleinschreibung klassische Texte entstellen oder sogar unverständlich machen würde.

Eine Kommission, die die Kleinschreibung vorschlägt, hätte eines vor allem — und zwar in aller Öffentlichkeit — prüfen und erörtern müssen, ob Texte ohne Großbuchstaben für Deutsche und Fremde noch gut lesbar sind. Es genügt nicht, diese Kleinschreibung an kurzatmigen, anspruchslosen Texten auszuprobieren. Man muß die Texte von Goethe, Jean Paul, Kant, Hegel, Hölderlin, Stifter dazu heranziehen.

Aber auch das moderne Schrifttum liefert genügend Beispiele für weitausgreifenden, vielgliedrigen

Stil und für die Zusammengehörigkeit von Sprache, Sinn und Großschreibung. So lauten Verse von Rilke:

«Und staunte nur noch, daß er dies ertrüge:
Die schwankende, gewaltige genüge.»

(im Original: Die schwankende, gewaltige Genüge).

«Nicht wie die herren deiner hirtenvölker,
der klaren, grünen ebenen bewölker»

(im Original: der klaren, grünen Ebenen Bewölker)

Ein Vers von Josef Weinheber:

»Du so zart,
Abklang aus ahnung und licht,
Bist nach der edlen art
Groß im verzicht».

(im Original: nach der Edlen Art. Der Genitiv «der Edlen» fällt bei Kleinschreibung aus).

Ein Satz von Thomas Mann:

«Der betrachtende hat im verhältnis zum wirklichen gewissen weit weniger nötig, oder doch eine andere art von gewissen nötig, als der handelnde».

(im Original: . . . hat im Verhältnis zum Wirklichen Gewissen weit . . .)

Aus einem Gedicht und einem Artikel von Wilhelm Lehmann (aus «Die Zeit» vom 21. 5. 1960):

«Der schwere entstieg sie
Tanzender weise,
Das laute fügte sich
Ihrem leise.»

(im Original:

Das Laute fügte sich Ihrem Leise).

«Indem dieses gedicht das unsichtbare in das sichtbare, unserem leib, unseren sinnen nahe überführt, ruft es unseren besten kräften zu . . .»

(im Original: . . . das Unsichtbare in das Sichtbare, unserem Leib, unseren Sinnen Nahe überführt).

Man beachte ferner folgende Beispiele:

«Grundtvig, wiedererstanden, würde sich beileibe nicht freuen, denn für ihn war das humane, dem man jetzt alles widmet, nur ein, wenn auch notwendiger, durchgang zum christlichen.»

«So blieb das neue in Rom das wohlbekannte, aber kraft der geistigen potenz seiner urheber doch immer wieder als das wirklich bewegung schaffend empfundene, das freilich auch schon längst anerkannt ist . . .»

«Sie alle wahren die tradition, freilich in dem sinne, daß sie eine schöpferische anpassung des persönlichen an ein allgemeines, der eigenen vision an ein verbindliches muster vollbringen.»

(im Original: . . . des Persönlichen an ein Allgemeines . . .)

«Der klassizismus . . . besaß noch etwas wie eine von einer wesenhaft literarisch bestimmten geistigen haltung geformte sammelnde traditions-

kraft. Aber dann kam mit der romantik das gotische, mit Gottfried Semper die italienische, mit Georg Hirth die deutsche renaissance . . .»

(im Original: das Gotische!).

Nicht nur die Ungebildeten werden die zitierten Sätze schwer verständlich oder sogar unverständlich finden. Man wende nicht ein, die Beispiele seien konstruiert. Die drei ersten stammen aus dem Feuilleton der Süddeutschen Zeitung vom 27. Juni 1959, das letzte aus dem Abdruck der Rede von Bundespräsident Th. Heuss: «Die Suche nach der Tradition», in der Frankfurter Allgemeinen vom 27. Juni 1959.

Hinzugefügt seien noch die folgenden Beispiele aus dem Artikel von W. Heuer: «Das Buchdruckgewerbe und die Rechtschreibreform» (Graphia 1953), die auch R. Hotzenköcherle (Zürich) in seinem Aufsatz «Großschreibung oder Kleinschreibung?» («Der Deutschunterricht», 1955) zitiert:

«Und was der ganzen menschheit zugeteilt ist,

Will ich in meinem innern selbst genießen»

(Goethe; richtig: in meinem innern Selbst genießen).

«Das harte leiden ist ihr schweres los»

(Schiller; richtig: Das Harte leiden)

«. . . eine hilfsaktion . . ., die ausschließlich kranken und notleidenden kindern zugute kommen soll.»

(richtig: . . . ausschließlich Kranken und notleidenden Kindern)

«. . . hervorragendes kräftigungsmittel für schwangere und kränkliche Kinder»

(richtig: für Schwangere und kränkliche Kinder).

In einer Zuschrift an die Frankfurter Allgemeine Zeitung forderte eine Leserin die Zeitung auf, sie möge die Überschrift in einer ihrer Nummern, «Jeder Zehnte floh» in Kleinschreibung bringen: «Jeder zehnte floh».

Auf solchem Wege wäre man längst zu der Erkenntnis gekommen, daß eine Umsetzung der vorhandenen deutschen Literatur in eine Schrift ohne Großbuchstaben gar nicht möglich ist; es sei denn, man füge einen eigenen Kommentar hinzu. Man wäre vor allem zur Einsicht gekommen, daß es eben doch nicht nur eine Marotte war, die zur Großschreibung führte, daß vielmehr die neuhochdeutsche Sprache, so wie sie in den Jahrhunderten seit der Renaissance- und Barockzeit geworden ist, diese Großschreibung forderte und nutzte. Im Artikel Deutsche Sprache der 16. Auflage des Großen Brockhaus wird hingewiesen auf die Freiheit der Wortstellung im deutschen Satz, «für die *eine leichte Erkennbarkeit von Satzfunktion und Wortzusammengehörigkeit* unentbehrlich ist», und auf die Bedeu-

tung, die die «Umklammerung» im Aufbau des deutschen Satzes hat. «Während im Französischen die einen Gehalt näher bestimmenden Züge in lockerer Folge aneinandergereiht werden, führt das Deutsche durch Umklammerung zu immer ausgehnteren Ganzheiten: das Brot — das Weißbrot. Das geht weiter bis zu den bekannten Schachtelungen des deutschen Satzbaus . . . bis hin zu den vor allem durch klammerfähige Verbformen ermöglichten Gebilden, deren Eigenart man sich am besten bildlich veranschaulicht:

er wollte weiterziehen
mit seinen Begleitern
dem Tode entronnenen
überall drohenden
den Flüchtlingen

Mit solchen Satzbauplänen weicht das Deutsche stark von dem Verfahren des Französischen oder Englischen ab». Die deutschen Sätze sind nicht sukzessiv zu erschließen wie die französischen und englischen; oft wird erst vom Ende her die Funktion des weit vorausgehenden Wortes deutlich, wenn dieses nicht selbst seine Aufgabe im Satz (z. B. seinen Hauptwortcharakter) deutlich machen kann.

Diese Eigenart hat die deutsche Sprache in so ausgeprägtem Maße nicht immer besessen. Man darf nicht vergessen, daß das für den neuhochdeutschen Prosatypus eigentlich Charakteristische «nicht in den Lauten und Formen, wo es früher die germanistische Forschung suchte, sondern in Syntax und Stil, in Wort- und Satzstellung, im Bau und in der Gliederung der Periode ist» (Konrad Burdach). Zum Beispiel die Regel, daß das Verbum am Ende des Nebensatzes steht, ist erst im Neuhochdeutschen aufgekommen, und zwar wie viele andere Tugenden und Untugenden der neuhochdeutschen Sprache unter Einwirkung des Lateinischen. In seiner «Teutschen Grammatica» (1534) schreibt V. Ickelsamer: «. . . Es ist viel lieblicher gesagt: «Ich hab das geredt mit lachendem mund» oder «lachend» dann so man also sagt: «ich habs geredt und darzu gelachet», oder «habs geredt mit lachen». Item, «der Fürst kumbt belaitet mit so vil reytern» ist lieblicher dann «er kumbt und so vil reyter belaiten in». «Diese Beispiele zeigen mit aller Deutlichkeit, wie im Neuhochdeutschen zwei Sätze durch Klammerung zu einem zusammengezogen werden. Überhaupt hat die im Mittelhochdeutschen noch stark beiordnende deutsche Sprache erst im Neuhochdeutschen die scharfe, logisch gelenkte Unterordnung von Sätzen und den vielgliedrigen Satzbau entwickelt, die sie heute kennzeichnen. Man mag vieles an dieser Entwicklung beklagen, hier kann es sich nur darum

handeln, den Tatbestand zu erkennen und mit ihm zu rechnen.

Die neuhochdeutsche Sprache ist so, wie sie heute ist, Kind von Zeitaltern, in denen die Großschreibung der Hauptwörter üblich gewesen ist: sie ist mit dieser Großschreibung als Dichtungs- und Wissenschaftssprache herangewachsen und setzt diese Großschreibung zu ihrer Verständlichkeit voraus. Wer glaubt, mit der Großschreibung einen überflüssigen deutschen Zopf abzuschneiden und so die deutsche Sprache für internationalen Gebrauch besser geeignet zu machen, möge sehr genau jene Zugschriften aus dem Ausland beachten, in denen die Schreiber mit Schrecken daran denken, deutsche Texte einmal ohne die Hilfe der deutschen Großschreibung lesen zu müssen.

Der Einwand, daß wir nicht großgeschrieben reden und daß die Großschreibung der Hauptwörter daher sprachfremd sei, trifft nicht zu. Wir reden gegebenenfalls tatsächlich «großgeschrieben». In seiner Rede «Die Suche nach der Tradition», sagte Bundespräsident Heuss: «Als Hitler den Begriff der «entarteten Kunst» erfand und ein Großes aussagendes Vermögen verdamnte usw.». Das läßt sich in Kleinschreibung gar nicht wiedergeben, denn dann heißt es: «ein großes aussagendes vermögen»; «großes» wird Eigenschaftswort. In der Rede machen wir Substantivierungen, wenn nötig, durch Pausen und Betonungen deutlich. So auch in dem oft genannten Satz, der vermutlich kein Zitat, wohl aber ein gut erfundenes Muster für die Wichtigkeit der Großschreibung der Hauptwörter im Neuhochdeutschen ist: «da kann man weise reden hören». Gesprochen ist der Satz dank der Betonung sofort klar. Bei Kleinschreibung aber bleibt offen, ob es heißen soll: da kann man Weise reden hören, oder: da kann man weise Reden hören.

Wir schreiben auch nicht lautbezogen, so daß wir beim Großschreiben noch zusätzlich grammatisch denken müßten — auch das ist ein beliebter Einwand der radikalen Rechtschreibungsreformer. Wir schreiben vielmehr sinnbezogen, d. h. wir setzen nicht Laute in Buchstaben um, sondern denken in Wörtern und Sätzen und schreiben diese Wörter und Sätze nieder. Die Grammatik ist nicht etwas, was neben der Sprache einherläuft, sondern indem wir denken und sprechen, denken und sprechen wir grammatisch. Insbesondere die Substantivierung ist nicht etwas, was erst beim Schreiben eintritt.

Auf den Zusammenhang von Großschreibung und deutscher Grammatik ist von vereinzelt Stimmen schon immer hingewiesen worden. So schreibt R. Hotzenköcherle (Zürich): «Die Kleinschreibung gefährdet in ihren weitem, heute noch gar nicht

überschaubaren Konsequenzen jene syntaktische Beweglichkeit, die nicht nur ein gewichtiges strukturelles Kennzeichen des Deutschen ist, sondern zugleich die einzige Gewähr für die ungehinderte Entfaltung seiner rhythmischen Tendenzen . . . *Die moderne deutsche Syntax ist gleichsam am Geländer der Großschreibung emporgewachsen.* Großschreibung und Struktur der deutschen Sprache der Gegenwart — vor allem: der deutschen Syntax — stehen also in einem zwar nicht ursprünglichen, aber im Laufe der Zeiten immer enger zusammenwachsenden Verhältnis zueinander. Man kann nicht das eine wegnehmen, ohne das andere schwer zu gefährden.» Ganz unbekannt war dieser grundsätzliche Einwand den Verfechtern der Kleinschreibung daher nicht. Hugo Moser wischt ihn aber in seiner Schrift «Groß- oder Kleinschreibung?» (1958) mit dem Hinweis beiseite, daß die Kleinschreibung sich in den Werken Stefan Georges und in vielen philologischen Zeitschriften bewährt habe. Schon die wenigen obengenannten Beispiele könnten ihm zeigen, daß sie sich nicht bewährt und nicht bewähren kann, sobald es sich darum handelt, die neuhochdeutsche Sprache mit dem ganzen Reichtum ihrer geschichtlichen Ausprägungen und ihrer (gegenwärtigen und künftigen) Möglichkeiten in das neue Schriftbild zu gießen. Die deutsche Sprache verlangt die Großbuchstaben als Marksteine und Sinnweiser in ihren Sätzen. Wenn Hugo Moser begrüßt, daß als Folge der Kleinschreibung ein Rückgang der Klammersätze und eine Schrumpfung der Substantivierungen eintreten müßte, so verfehlt das den Kern der Frage. Es geht nicht darum, ob in Zukunft ein paar überflüssige Substantivierungen oder ein paar schlechte Satzperioden verschwinden werden. «Schreibe kurze Sätze und vermeide Substantivierungen!» mag für Schüler eine gute Anweisung sein. Für den Dichter und Denker geht es um den besonderen Weg der neuhochdeutschen Sprache, aus dem Sinnlich-Räumlichen ins Wesenhafte, ins Geistige, von der Eigenschaft zu ihrem Begriff vorzustoßen; es geht auch um die spezifische Kraft der deutschen Sprache zur Umklammerung, zum Umfassen und Einschmelzen von vielem in einer Gesamtschau, in einer höheren Einheit. Man kann darüber grübeln, ob die neuere deutsche Philosophie und Geisteswelt ihren besonderen Charakter dem besonderen Charakter der deutschen Sprache, oder ob die deutsche Sprache ihr besonderes Gepräge der neueren deutschen Geistesentwicklung verdankt. Sicher ist nur eines: sie gehören zueinander, die deutsche Geisteswelt und die substantivierende umklammernde deutsche Sprache. Es ist nicht Aufgabe von Lehrerverbänden und Druckergewerkschaften,

auch nicht die Aufgabe von Philologen, an den Grundlagen zu rütteln, auf denen diese Zusammengehörigkeit beruht.

Man wende auch nicht ein, daß die gemäßigte oder radikale Kleinschreibung kommen müsse, weil sie vom «Zeitgeist» oder der Jugend gefordert werde. Stefan George hat aus seiner Neigung zum Romanischen hin alle Hauptwörter klein geschrieben; er erstrebte für seine «absolute» Dichtung ein festes, einheitliches Zeilenbild. Die Bauhausleute neigten zur Kleinschreibung der Hauptwörter im Willen zur reinen Zweckform, zum Schriftblock; es handelt sich dabei um einen reinen Zeitstil, der heute im Zeichen des wiederaufkommenden spielerischen Schnörkels schon überholt ist. Wenn sich heute in avantgardistischen Kreisen die radikale Kleinschreibung ausbreitet, wobei selbst die Namen kleingeschrieben werden, so hat das keine ästhetischen Gründe mehr; es ist eine Art Protest, der sich in solchem Vorgang ausdrückt, der Wille abzustechen, ein neues Gesicht zu zeigen. Wäre es im Kreise der Alten üblich, alles klein zu schreiben, so würde man möglicherweise, schon aus Hinneigung zum Geschmack und zur Geisteskultur des Manierismus und des Barockzeitalters, in diesen Kreisen die Großschreibung einführen. In der radikalen Kleinschreibung tritt bereits der Umschlag ins Sinnwidrige ein, sie soll einen jungen Individualismus repräsentieren und ist in Wahrheit in der Kleinschreibung auch der Namen Ausdruck eines radikalen Uniformismus.

Man wird solche neue Moden gewähren lassen. Man würde den Vertretern der radikalen Kleinschreibung aber keinen Dienst erweisen, wollte man, was sich ja von der Regel abheben soll, zum Maß der gesamten deutschen Sprache machen. Aber noch aus viel wesentlicheren Gründen darf man ihnen nicht nachfolgen. Die junge Generation hat die schwere Aufgabe, sich mit dem deutschen Erbe auseinanderzusetzen und es in neuem Geiste für sich fruchtbar zu machen. Nur dann wird sie mehr werden als ein Echo fremder Gedanken und Sitten, so wichtig zunächst einmal — nach der Isolierung im Hitler-Reich — die Aneignung, das Nachempfinden und Nachahmen fremder Errungenschaften war. Nur dann wird sie den Chor der abendländischen Stimmen bereichern können. Es wäre ein Verhängnis, würde durch eine Rechtschreibreform großen Ausmaßes eine neue schwere Kluft zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit aufgerissen. Die Abschaffung der Großschreibung der Hauptwörter würde eine solche Kluft schaffen. Alte Texte mit Groß- und Kleinschreibung würden dann fremdartig, ungewohnt werden, und allem Unge-

wohnen weicht man aus. Vor allem: jede solche ein-
greifende Regelung schafft mit einem Schlage eine
scharfe Grenze, durch die bereits das, was gestern
war, den Charakter des Veralteten, Überholten,
Vorvergangenen erhält. «Bedenke», so heißt es in
den «Philosophischen Untersuchungen» des großen
Philosophen Ludwig Wittgenstein, «daß das gese-
hene Wortbild uns in ähnlichem Grade vertraut ist
wie das gehörte». Wenn man es gut meint mit der
deutschen Sprache, sollte man in dieser Zeit, in der
wir soviel «Kahlschlag» erlebt haben, die Hände von
sprachlichen Neuerungen lassen, die nicht unbe-
dingt notwendig sind.

Sollen demnach alle Schwierigkeiten, die mit der
Großschreibung nach dem Regelwerk von Duden
verbunden sind, beibehalten werden? Diese Schwie-
rigkeiten kommen zu einem guten Teil daher, daß
man sich seit Jahrzehnten nicht mehr bemüht hat,
in der Großschreibung der Hauptwörter einen Sinn
zu finden. Nur so ist eine Regelung verständlich,
die die Kleinschreibung von «Redensarten», wie
«im trüben fischen», «im argen liegen», «aufs trok-
kene geraten», «im dunkeln lassen» usw. fordert.
Wer die Sprache pflegen und das Stilgefühl fördern
will, müßte verlangen, daß durch Großschreibung
das Bildliche in solchen Wendungen lebendig erhal-
ten und vor gedankenlosem Gebrauch geschützt
wird, daß überhaupt durch sinnvollen Gebrauch der
Großschreibung die Anschaulichkeit der Sprache
gefördert wird. Wer einen guten Stil schreiben will,
muß auch bei formelhaft gewordenen Wendungen
mit «im», «zum» usw. noch spüren, was sie sprach-
lich bedeuten. Läßt man in solchem Geist die Groß-
schreibung in den «Redensarten», auch in Wendun-
gen wie «im Folgenden», «im Besonderen», «im Ein-
zelnen» endlich zu, so wird man mit der alten Schul-
regel: «großgeschrieben wird jedes Wort, vor dem
der bestimmte oder unbestimmte Artikel steht oder
gesetzt werden kann» noch viel besser zurechtkom-
men, als das heute schon der Fall ist. «Der, die, das»,
so schrieb Sigismund v. Radecki in der «Neuen Zür-
cher Zeitung», «ist der taufende und geschlechts-
bezeichnende Diener des Hauptwortes, dieses ist
nun einmal das wichtigste Wort der Sprache und
wird im Deutschen aus tieferem Grunde mit gro-
ßen Anfangsbuchstaben geschrieben, mögen auch
alle Orthographen in Konferenzen dagegen rebel-
lieren».

Es wird freilich immer Wörter geben, bei denen
es sich nicht entscheiden läßt, ob sie als Substantive
aufzufassen sind oder nicht. Das liegt im lebendigen
Wesen der Sprache begründet. Sie kennt in ihrem
Wandel Wörter, die sich im Übergang von einer
Wortart zur anderen befinden. Man denke z. B. an

die Fälle, in denen Substantive zu «Vorwörtern»
von Verben werden: radfahren, autofahren, ma-
schineschreiben. Das Sprachgefühl wehrt sich nicht
mehr gegen diese Zusammenschreibung. Wenn es
aber heißt: ich fahre Rad, ich fahre Auto, ich schrei-
be Maschine, gewinnt das alleinstehende Wort sei-
nen Hauptwortcharakter zurück, weil uns alleinst-
ehende kleingeschriebene Wörter rad, auto, ma-
schine noch völlig fremd sind. Man tut der Sprache
Gewalt an, wenn man bei solchen sprachlichen Ent-
wicklungsprozessen, bei denen jeder Fall durch Nu-
ancen vom anderen verschieden ist, mit starren Re-
geln eingreift. Dann kommen kuriose Ergebnisse zu-
stande, wie sie im «Duden» verzeichnet sind. Er
schreibt vor (14. Aufl., 1. Neudruck 1958):

radfahren, ich fahre Rad, ich bin radgefahren
(in der 13. Auflage hieß es: radfahren, ich
fahre rad, radgefahren),

maschineschreiben, ich schreibe Maschine, ich
habe maschinegeschrieben (13. Auflage: ich
schreibe maschine),

kegelschieben, ich schiebe Kegel, ich habe Kegel
geschoben.

Auto fahren, ich fahre Auto, ich bin Auto ge-
fahren,

Schi laufen, ich laufe Schi, ich bin Schi gelaufen.

Wer hier keinen Fehler machen will, muß sich
an den «Duden», und zwar an die jeweilige Aus-
gabe, klammern. Nur die Freigabe der Groß- und
Kleinschreibung in solchen und anderen Zweifels-
fällen kann hier helfen. Die Empfehlung der Mehr-
heit des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung, in
der die «gemäßigte» (!) Kleinschreibung vorge-
schlagen wird, vermerkt, daß von den Vertretern
der Schulen und des graphischen Gewerbes «eine
etwaige Lockerung der Schreibnorm zugunsten ei-
ner individuellen Schreibpraxis abgelehnt wird». Man
spürt die Genugtuung, das schwere Gewicht von
Interessenten-Verbänden auf seiner Seite zu
haben. Sollte es wirklich den Lehrern so schwer
fallen, ihren Schülern in einem kleinen Bereich
Freiheit zu gewähren und die rote Tinte ruhen zu
lassen? Für die Drucker würde die Lockerung gar
keine sehr große Änderung des gegenwärtigen Zu-
standes bedeuten; denn wer sich die Mühe macht,
zum Beispiel die Tagespresse auf die Einhaltung be-
sonders spitzfindiger Regeln hin durchzusehen, wird
finden, daß sich die Drucker längst bestimmte Frei-
heiten genommen haben; ob sie das immer bewußt
getan haben, mag dahingestellt sein.

Es ist nicht beabsichtigt, im Rahmen dieses Auf-
satzes einen ausgearbeiteten Plan für die Neurege-
lung der Großschreibung vorzulegen: es soll nur ge-
zeigt werden, daß sich Möglichkeiten der Verein-

fachung finden lassen, wenn man den guten Willen dazu hat. Sieht man von Lehrern und Druckern ab, so ist die «Not der Großschreibung» im Grunde auf jene Kreise beschränkt, die glauben, sich durch vollkommene Rechtschreibung als gebildet ausweisen zu müssen. Die Schriftsteller, Künstler und Gelehrten haben sich nie sehr um den «Duden» gekümmert; man sehe sich ihre Manuskripte daraufhin an! Wo sie Haarspaltereien bei der Rechtschreibung nicht mitgemacht haben, hat das der Einheit der deutschen Sprache nie geschadet. In den wertvollen Empfehlungen einer leider sehr kleinen Minderheit des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung heißt es zu dieser Frage: «Kein orthographisches System ist vollkommen, und die heutigen Klagen würden auch nach Reformen nicht verstummen, sofern solche nicht von einem neuen Geist der Handhabung begleitet würden. Er muß in den Schulen anfangen, und die Schulverwaltung könnte mit einer einzigen Verfügung dem Unfug einer Überbewertung der orthographischen Vollkommenheit ein Ende machen. Es trifft nämlich nicht zu, daß eine gewisse Läßlichkeit im Betreiben der Rechtschreibung ein Chaos zur Folge haben würde».

Rechtschreibung ist nicht bloß eine gute oder schlechte Gewohnheit, durch sie ist das Gesicht einer Sprache bestimmt. Die eigentlich Zuständigen für jede Rechtschreibreform sind nicht die Lehrer und nicht die Philologen, sondern diejenigen, die in und mit der Sprache und der ihr zugehörigen Rechtschreibung die großen schriftlichen Zeugnisse und Kunstwerke für kommende Generationen prägen. Offenbar erwarten aber viele Reformer, daß die Kleinschreibung mit Hilfe des Federstrichs von Ministern durchgeführt wird. Die Kultusministerien würden ihren Kompetenzbereich überschreiten, wenn sie durch Festlegung einer neuen revolutionären Rechtschreibung für die Schulen eine Revolution im ganzen deutschen Schriftwesen erzwingen wollten. Sollte der Fall eintreten, daß sich eines Tages die Kleinschreibung im *freien* Schrifttum des *gesamten* deutschen Sprachbereichs wirklich durchgesetzt hat, dann wäre die Zeit für die Schulen reif, die Großschreibung abzuschaffen. Denn die Schule kann ihren Stoff wohl auswählen, aber sie kann die Welt nicht nach ihren Zwecken ändern. Sie kann nicht Berge und Flüsse abschaffen, weil sie gern ihren Geographieunterricht vereinfachen möchte. Sie hat mit der Großschreibung wohl oder übel zu rechnen, solange sie üblich ist.

Kleine Rechtschreibungsänderungen mögen auf dem Verwaltungswege vorgenommen werden. Aber man kann nur hoffen, daß die deutsche Sprache geschützt bleibe vor Sprachmechanikern und Vertre-

tern der vollkommenen Rechtschreibung, die im Geiste technischer Perfektion auch in der Sprache ein reiches Feld für Rationalisierung sehen. Sie glauben an das einfache, mechanisch anwendbare und dennoch unfehlbare Regelwerk. Hier gäbe es für die Hochschulgermanistik und für die Sprachakademien eine dankbare Aufgabe. Sie müßten all ihren Einfluß aufbieten, um diese eine Wahrheit zu verbreiten: daß das Vielschichtige das Wesen lebendiger Sprachen ausmacht. Ihre Ausnahmen von der Regel sind ebenso wichtig wie ihre Regelmäßigkeiten, und gerade der Sprachkünstler wird aus den Ausnahmen vom starren Regelwerk oft seine feinsten Wirkungen holen. Wer glaubt, seinen Schülern durch grobe Vereinfachungen das Lernen zu erleichtern, wird sie um die Möglichkeit bringen, dem eigentlichen, geschichtlich gewordenen Wesen einer Sprache überhaupt nahezukommen.

SCHWEIZER UMSCHAU

Ein Viertel durchgefallen

Kantonsrat Gustav Walther, Dübendorf (dem.), hat folgende Kleine Anfrage eingereicht:

Die Regierung wird um Beantwortung folgender Fragen gebeten:

1. Wie hoch war die Zahl der Schweizer Studenten, die sich in den Jahren 1957, 1958 und 1959 an der Universität Zürich zu den propädeutischen Prüfungen der medizinischen Fakultät meldeten?
2. Wie hoch belief sich der Prozentsatz jener Studierenden, welche diese Prüfungen nicht bestanden?

Der Regierungsrat antwortet: Für die propädeutischen Prüfungen an der Universität Zürich haben sich im Jahre 1957 200 Studierende, im Jahre 1958 204 Studierende und im Jahre 1959 222 Studierende gemeldet. Die Examen nicht bestanden haben im Jahre 1957 24,5 Prozent, im Jahre 1958 27,0 Prozent und im Jahre 1959 25,2 Prozent der Kandidaten. Die Prozentzahlen der abgewiesenen Kandidaten liegen nur unwesentlich über dem Durchschnitt aller Prüfungsorte, an denen eidgenössische Medizinalprüfungen abgenommen werden. Die Zahl der an den propädeutischen Prüfungen abgewiesenen Studierenden darf nicht in Beziehung zum Ärztemangel gesetzt werden. Soll nicht eine unverantwortbare Senkung im Niveau des Ausbildungsgrades der jungen Ärzte stattfinden, so dürfen die Anforderungen an die Studierenden nicht deswegen erleichtert werden, weil ein großer Ärztebedarf besteht.